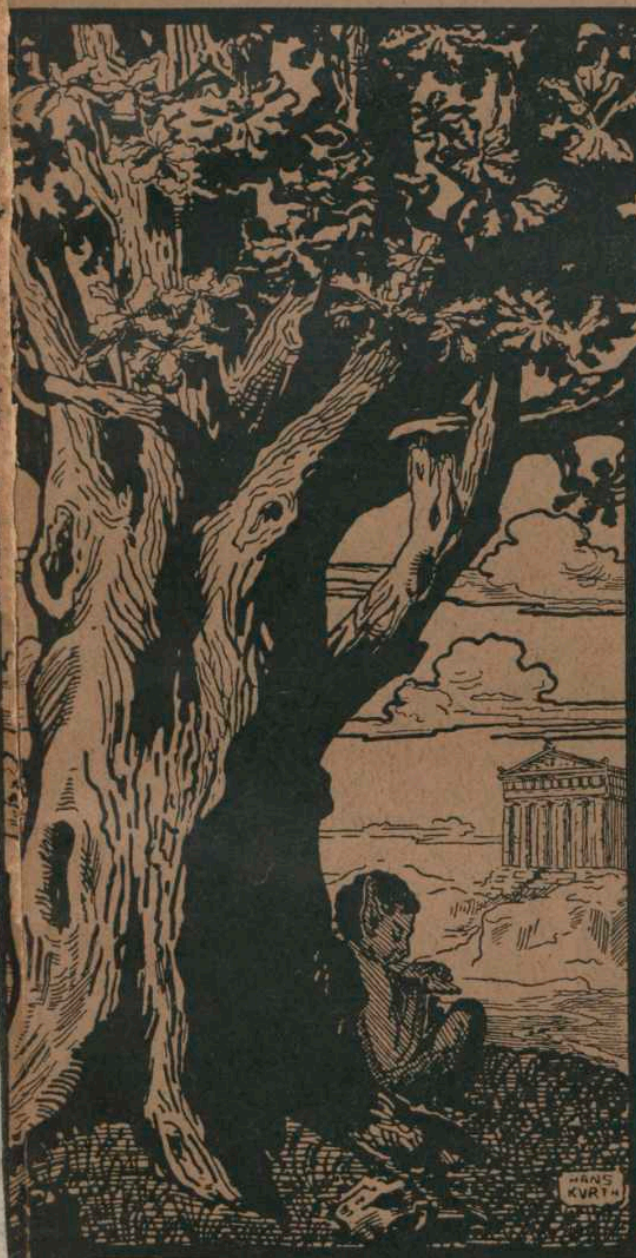
DER EIGENE



NEUE FOLGE. * I. JAHRG. * HEFT 2.

2. Juliheft 1899.

Inhalt:

Ecce Venus-genus! Theodor Etzel.

Armer Junge! Hanns Heinz Ewers.

Verwirkt. Adolf Brand.

Weltanschauliches. Karl Hermann.

Kosmische Wanderung. Hans Benzmann.

Die wirtschaftliche Entwickelung. Landgerichts-Rat Hermann Krecke.

Vogelers Versunkene Glocke in Bildern. Ferdinand Max Kurth.

„Gefallene Mädchen". Adolf Brand.

ADOLF BRAND'S VERLAG

BERLIN-NEURAHNSDORF.

20 Pfge.

HERAUSGEBER ADOLF BRAND

DER EIGENE

strebt einen geistigen Tummelplatz feinsinnigen und eigenartig veranlagten Menschen zu bieten, denen Kunst und Wissenschaft, Schönheit und Liebe, Freiheit und Vaterland kein leerer Wahn, sondern denen sie ewig-traute Geheimnisse und tiefe Brunnen seliger Sehnsucht sind. — Ein Bahnbrecher „neuhellenischer" Kultur-Ideen, will er die Lebensauffassung der Gedankenlosigkeit mit ihrer Elends- und Mitleidsmoral, samt den Knechts-Idolen ihrer Gleichheitsflegelei, durch eine selbstbewusste, zukunftsherrliche verdrängen helfen, in der das offiziell Geaichte, das Herdenmässige, den einsamen Eigencharakter nicht erdrückt. — Er fordert die freie, durch keine Autorität gehemmte Bethätigung des Individuums, weil sie die sicherste Garantie für den sozialen Fortschritt bietet, für die entwickelungsmässige, gewaltlose Neuordnung der Dinge, die jeden in den Stand setzt, auf seine eigene Weise glücklich zu sein. Sein Ziel ist so: die grösstmöglichste Wohlfahrt Aller!

✳ ✳ ✳ Jahres-Abonnements ✳ ✳ ✳

für 4,50 Mk. nehmen ausser Adolf Brand's Verlag, Berlin-Neurahnsdorf, alle Buchhandlungen des In- und Auslandes an, ebenso alle Zeitungshändler — auf die Sonder-Ausgabe zu 10 Mk. auch alle Postanstalten. Postzeitungsliste № 2242. ✧ ✧ ✧ ✧ ✧
Es erscheinen monatlich zwei Nummern.

✳ ✳ ✳ ✳ ✳ Auf Wunsch ✳ ✳ ✳ ✳ ✳

erfolgt briefliche Zustellung und besondere Kuvertierung bei entsprechender Porto-Erhöhung.

✳ ✳ ✳ ✳ ✳ Probenummern ✳ ✳ ✳ ✳ ✳

stehen unsern Freunden jederzeit zur Werbung neuer Abonnenten gratis zur Verfügung. Um solche direkt an Interessenten versenden zu können, ist jedoch auch die Angabe neuer Adressen stets erwünscht.

ECCE VENUS — GENUS!

Es ist wahr, wir lieben das Leben, nicht, weil wir ans Leben, sondern weil wir ans Lieben gewöhnt sind. — Es ist immer etwas Wahnsinn in der Liebe. Es ist aber immer auch etwas Vernunft im Wahnsinn.

Also sprach Zarathustra.

Was kauerst du im Nachtfrost an den Gittern
Der Toten, wo die Lebensbäume zittern,
Wo alle Hoffnungen und Leiden modern
Und aus Miasmen irre Lichter lodern?

Und was du graue Thränen weinst und jammerst
Und dich um diese Marmorsäule klammerst,
Als wolltest du dem Toten all dein Leben
Aus deiner jungen Brust zu trinken geben!

Siehst du die gold'ne Schrift im Steine stehen:
„Die Lieb' hört nimmer auf. — Auf Wiedersehen!" —
Lass ihm doch seine heilige Ruh', dem Braven!
Willst du denn noch bei seinen Knochen schlafen? —

Was starrst du so mich an mit deinen grossen
Glühaugen, thränenblau wie Skabiosen? —
Sieh' doch, wie droben tausend Sterne spielen
Und lüstern sich in alle Himmel wühlen!

Und du willst dir so kleine Trübsal machen,
Wo ganze Welten miteinander lachen?! —
Komm' . . . lehne dich an meine Schulter . . . sacht —
Ich will dich tragen durch die kalte Nacht.

* * *

Wir geh'n entlang die Kirchhofshecken
In den roten Abend hinaus.
Die schwarzen Totenkreuze strecken
Die breiten Arme nach uns aus.

In meinem Arme liegt der deine —
Ich fühl' ihn lebenheiss erzittern.
Dein grosses Auge irrt hinüber
Auf die blassen Leichensteine
Zwischen rostbraunen Gittern
Und auf verwilderte Gräber, darüber
Der Trauereschen trübe Zweige
Wie lange Thränen herunterfallen.
Cypressen starren im Totenreiche,
Wie stumme verrauchte Kerzen
In öden Klosterhallen.

Ich fühle dich beben . . .
Ich höre ein Pochen in deinem Herzen . . .
Die Leichen sind tot —
Doch wir sind das Leben!
Sieh' doch, der Abend glüht rot —
Sieh' doch die Fackeln am Horizont!
Die Nacht ruft uns zum Küssegeben —
Du! wir sind vom Leben
Noch voll übersonnt!

Aus den Cypressenkerzen schlagen
Für uns die langen Flammen auf —
Mit roten Flackerzungen klagen
Die Toten in die Nacht hinauf.
Hörst du es, was sie mahnend sagen?
Sie werden euch auch unter Eschen tragen:
Dann hört es auf . . . .

Du kamst zu mir — und um den bleichen Leib
In losem Wurf ein rot Gewand dir floss
Und in dem Gürtel trugst du dunkle Rosen.
Du sprachst: Ich liebe dich — und bin dein Weib —
Du sprachst: Die Liebe ist so gottesgross — —.
Und es umflackerten die fessellosen
Blutbraunen Haare dich wie Nordlichtnacht.
Und ich erbebte tief vor deiner Grösse — —.
Doch wie mein durstiger Mund sich blutig brannte
In deinen Nacken, hast du aufgelacht,
Und drängtest mich, dass ich den Gurt dir löse —
Und schmiegtest deinen Leib aus dem Gewande . . .

Du sahst mich an, wie ich vor dir erschrak —
Die dunklen Rosen fielen in den Schoss
Und dufteten auf deine weissen Glieder —
Du sahst mich an, wie ich vor dir erschrak,
Und sprachst: Die Liebe ist so gottesgross —
Und zogst mich auf die heissen Brüste nieder . . .
. . . . . .
Da hat dein Auge hell emporgelacht,
Als stiegen neue Welten in die Nacht.

* * *

Da du noch in unseren heiligen Nächten
Gläubig mit mir wachtest
Und die glatten düsterroten Flechten
Langsam lose machtest,
Dass die Strähnen dir wie durstige Schlangen
Krochen auf die Brüste,
Die so schwer nach Luft und Atem rangen,
Wenn ich tief sie küsste —;
Da ich noch im Flammen deiner heissen,
Höllendunklen Augen
Jeden Herzschlag aus dem schlanken, weissen
Leib dir wollte saugen,
Wenn mich deine liebewilden Arme
Weltenstark umschlossen
Und durch uns des ewigen Lebens warme
Schöpferhauche flossen —:

Da vergass ich dich und deine Liebe,
Und ich wollte hassend
Dich ersticken, dass allein mir bliebe,
Alle Lust umfassend,
Alle Liebe!!

Aber da du fern bist, komm' nicht wieder!
Fürchte — fürchte mich!
Nur wenn einsam nachts ich sinke nieder,
Dann — dann lieb' ich dich!!

* * *

In letzter Nacht sollst stumm du bei mir sitzen
In einem schwarzen Hemd mit roten Spitzen:
So schwarz als eine Totennacht —
So rot als eine Brautnacht
Sollst du bei mir sitzen.

Und sollst du tief und schwer dich auf mich drängen,
Den heissen Mund in meine Lippen zwängen:
Dass hoch mir spannt die wunde Brust
In Totenlust — in Brautnachtlust
Unter deinem Drängen.

Dann mag ich mich in wehen Schauern bäumen —
Im Tode noch von allem Leben träumen:
Von dir, du nacktes Brautnachtweib! —
Dann lass vermodern den Totenleib
Unter Lebensbäumen.

Theodor Etzel.

ARMER JUNGE!

Ich habe Fritz v. S. in Capri kennen gelernt an einem Sommerabend, bei Morgano im „Kater Hiddigeigei“. Für die folgenden Tage hatte ich mit einem Freunde einen kleinen Trip nach dem Vesuv verabredet; dieser sagte mir in letzter Stunde ab, da ihm ein Brief die Ankunft von Verwandten ankündigte. So fragte ich im „Kater“, wo ja allabendlich sich die Fremden in Capri ein Rendezvous geben, ob nicht irgend ein anderer Lust habe, mit mir zu gehen. Aber alle die Künstler und Offiziere mochten nicht; waren schon dort gewesen, oder hatten kein Geld, oder hatten etwas anderes vor. Dann liess sich mir Fritz v. S. vorstellen. Er sei erst seit einigen Tagen hier, habe wenig Anschluss, sei noch mangelhaft in der Sprache; ob ich die Liebenswürdigkeit haben wolle u. s. w. Ich war froh, einen Begleiter zu finden, sagte natürlich: ja. — Mit dem Frühboot am andern Morgen fuhren wir nach Neapel.

Fritz v. S. war einundzwanzig Jahre alt, von alter hessischer Familie, Leutnant in einem hessischen Kavallerie-Regiment. Er hatte eine Lungenentzündung gehabt, zur Rekonvaleszenz war er im Süden. Er war ein hübscher Junge, von schlanker, leichter Figur, schwarz, Augen und Haar, auf den Oberlippen der leichte Anflug des schwarzen Schnurrbarts. In zwei Minuten kannte ich seine Lebensgeschichte: Kadettenschule, Leutnant, Manöver,

Rennen, Bälle, Tennisspielen. Aber er sprach davon mit einer gewissen müden Traurigkeit, ohne sichtbares Interesse. Aha, mein Junge, dachte ich, irgend eine unglückliche Liebe!

Wir blieben vier Tage fort: Vesuv, Pompeji, Castellamare, Sorrent. Er war von allem entzückt, doch schien es mir nicht jene frische auftauende Freude am Schauen, die nichts anderes in sich aufkommen lässt, jene vielleicht reinste Freude, die ich vor Jahren selbst empfunden und die ich so oft bei andern beobachtet hatte. Es musste ihn noch etwas anderes beschäftigen.

Ich blieb nur noch kurze Zeit in Capri. Ging von da nach Taormina in Sizilien. Als ich abfuhr, brachte er mir einen grossen Strauss weisser Rosen ans Boot. Er fragte mich, wo ich im August sein würde. Ich antwortete: „Wahrscheinlich in Tivoli." — „„Wo da?"" — „Chalet des Cascades." — Als das Boot abfuhr, glaubte ich Thränen in seinen Augen zu bemerken.

„Quel drôle de chien!" lachte ich.

— Im August war ich nicht in Tivoli. Meine kleine Florentiner Freundin wollte mit ihrem fünfjährigen Knaben den Rest des Sommers in ihrer Villa in Sestri verbringen; ihr Mann war in Florenz geblieben. Sie hatte mich überredet, auch nach Sestri zu kommen, so hatte ich mir dort eine kleine Villa gemietet.

Eines Morgens liess sich Fritz melden.

„Sieh' da, Sie in Sestri?"

„„Ich war in Tivoli, ich hörte dort, dass Sie nicht hinkommen würden, dass Sie — hier seien, da bin ich — auch — hergekommen.""

Das kam zögernd heraus, er wurde rot wie ein Backfisch.

„Na, und wo wohnen Sie denn?"

„„Ich war schon in drei Hôtels — es scheint alles überfüllt zu sein.""

Das klang so traurig, er that mir ordentlich leid.

„Passen Sie 'mal auf, Fritz, Platz habe ich genug hier: wollen Sie bei mir wohnen? Wir frühstücken hier, pranzo im Grand Hôtel."

Seine Augen leuchteten.

„Noch etwas, mein Junge. Zu der Stunde, wo jedes Junggesellennest sein Vögelchen empfängt, müssen Sie unsichtbar bleiben: Sie wissen ja, von drei bis fünf! Das wird Ihre Reiter-

leutnanttugend wohl nicht zu sehr verletzen. — Wenn Sie artig sind, sollen Sie übrigens meine Freundin gelegentlich kennen lernen. Sie wird Ihnen schon gefallen!"

— — Fritz ging immer aus, wenn Hyppolita zu mir kam. Einmal jedoch blieb sie länger wie gewöhnlich. Sie hatte sich verspätet, war erst um vier Uhr gekommen. Sie hatte die Gouvernante mit dem Knaben fortgeschickt und konnte nun länger bleiben. Es mochte etwa sechs Uhr sein. Sie sass auf meinem Schoss, nur ihr Hemdchen an, und rührte im Theeglase. Da trat Fritz herein. Ich hatte ihm von ihr erzählt und ihr von ihm, so glaubte ich die etwas peinliche Situation leicht halten zu können. Hyppolita war aufgesprungen, sie standen sich gegenüber und sahen sich an. Und in ihrem Blick tauschten sie solch tötlichen Hass aus, wie ich ihn beiden nicht zugetraut hatte. Dann, ehe ich noch meine leichte Phrase beenden konnte, verbeugte sich Fritz und eilte hinaus.

Hyppolita — — eine Scene natürlich.

Ein paar Tage darauf überraschte ich Fritz im Garten, dicke Thränen in den Augen. Ich fragte ihn nach dem Grund — er gab keine Antwort. Endlich rief er: „Da — da —" und warf mir ein Stück Papier zu. Es war ein Bogen, auf dem ich am Morgen ein paar Verse für Hyppolita hingekritzelt hatte. — Die Verse lauteten:

Mein kleines Mädchen hat blonde Haare,
Blonde Haare nach Florentiner Mode,
Mein kleines blondes Mädchen scheitelt ihre Haare
Grad' durch die Mitte nach Florentiner Mode.

— Einen Goldreif hat mein blondes Mädchen,
Einen Goldreif hat sie am kleinen Finger,
Und es küsst ihren Goldreif mein blondes Mädchen,
Küsst ihren Goldreif am kleinen Finger.

„Sag' mir doch, sag' mir, mein blondes Mädchen,
Was küsst du den Goldreif am kleinen Finger?"
— — nach hinten wirft sie das Köpfchen und die blonden Haare,
Küsst mich aufwärts nach Florentiner Mode! —

— Am Abend stellte ich Fritz zur Rede.

„Du bist eifersüchtig!?"

Und recht aus dem Grund seines Herzens antwortete er: „„Ja!""

„Auf Hyppolita?“

„„Ja!““

„Warum?“

„„Du liebst sie!““

„Sie ist schön, klug und lieb — ich mag sie gerne leiden: ja; ich liebe sie: — nein!“

Er schrie beinahe:

„„Du liebst sie nicht!? — Du könntest jemand anders lieben??““

„Ich glaube sogar, ich thu's!“

„„Wen?““ — Das klang, als ob von der Antwort seine Seligkeit abhinge!

Aber ich verstand ihn noch immer nicht.

Ich lachte:

„Dich gewiss nicht, guter Junge! — Sie wohnt jenseits der Alpen und ist gross und schlank und schwarz!“

Die Antwort schien ihn wie ein Peitschenhieb zu treffen. Er zitterte, schluchzte. — Mit einer gewissen Zärtlichkeit strich ich sein Haar:

„Was ist dir, Junge?“

Und nun machte er mir sein Geständnis. Er kniete vor mir nieder, ergriff meine Hände. Und er sprach von seiner Liebe zu mir in so glühenden Farben, in so herzzerreissenden Tönen, wie ich es nie aus Frauenmund gehört hatte.

Als er geendet, stand er auf, ging zu seinem Stuhl zurück.

„So,“ sagte er, „nun — verachtest du — mich!!“

„„Ich denke nicht daran! — — Jetzt — geh' zu Bett!““

— Er wollte meine Hände küssen, ich konnte ihn kaum hindern.

„„Geh' jetzt zu Bett!““

— — Er ging.

Das also war es! — Und ich Narr hatte nichts davon gemerkt, gar nichts! Weder damals in Capri noch jetzt während der drei Wochen — nun erst verstand ich seine Thränen, als ich von Capri abfuhr, nun erst diese plötzliche Ankunft in Sestri, nun erst die wütenden Blicke Hyppolitas. Dieses Weib hatte also einen schärfern Blick als ich!

Ich sann nach. Diese Art griechischer Liebe kannte ich nicht! Der Mann, der den Knaben lie t, dessen schlanke, biegsame Formen er bewundert — ja! So Epaminondas, so Horaz, so Tiberius. So Lord Byron und Graf Platen. So herab bis auf die vielen, vielen Männer, die ich getroffen hatte von der Themse bis zum Nil. Der Mann, der sich als Mann fühlt, liebt den Jüngling anstelle des Weibes.

Mir fiel Horaz ein:

— — — quo simul mearis,
Nec tenerum Lycidam mirabere, quo calet iuventus,
Nunc omnis, — — — — — — — — —

Nicht die männlichen, sondern die zarten, weichen, knabenhaften Linien liebt und besingt er.

Aber Alkibiades? — Ich rufe mir Platons Gastmahl ins Gedächtnis zurück. Er stellt dem Sokrates nach, wie die Madame Potiphar dem Josef, seltsam — mit demselben negativen Resultat. Freilich sind die Motive für die ausgeteilten Körbe andere — die Keuschheit des frommen Josef und der hochmütige Stolz des Sokrates, der den reichsten und vornehmsten, den schönsten und gebildetsten Jüngling Athens zurückweist. — So meint wenigstens Alkibiades. Oder aber — war Sokrates nur nicht homosexuell veranlagt?? — Das ist doch so viel einfacher!

Doch das interessiert mich nicht. Ich suche die Gründe, die den Alkibiades bewegen konnten, seine Verführungskünste bei Sokrates zu versuchen. Und da finde ich dasselbe, was er dem Sokrates als Motiv seiner Weigerung unterschiebt; nicht Liebe, sondern Ehrgeiz und Hochmut! Ja, das ist es: von dem Manne will er geliebt werden, den er, den einzigen, bewundern muss; nicht lieben will er — geliebt werden, von dem Sokrates, den das stolze Athen als Ersten anerkennt. Will ein neues Lorbeerblatt für seine Locken pflücken.

— — Nein, auch das ist es hier nicht.

Die Liebe dieses Jünglings ist anders. Noch klingen mir seine Worte in den Ohren:

„— — — — dein selbstbewusster männlicher Gang, deine breite Brust, dein kräftiger Schritt, das Höhnische, Überlegene in deiner Stimme, das spöttische Zucken um deine Lippen — — — — — — — oh, ich bete dich an!“

— — — — Nein, seine Liebe ist nicht die des Mannes: er liebt in mir den Mann, er, der sich als Weib fühlt! —

— — — Armer Junge! — —

— Am folgenden Tage machte mir Hyppolita wieder eine Scene. Ich solle Fritz wegschicken; er sei ihr unsympathisch; er habe den bösen Blick u. s. w. — Ich fragte nach Gründen. Sie wusste keine.

Aber als mich ihr Klagen schliesslich langweilte, als ich ihr sagte, dass sie ein Kind sei, dass ich ihn gerne hätte, dass er mein Freund sei — — — da kreischte sie plötzlich auf:

„È uno finocchio, un orecchione! Un figlio del cane! Figlio del cane!“

Sie sah aus, wie ein Fischerweib von Santa-Lucia. Sie war entzückend in ihrer Wut! Einfach herrlich!

Ich hatte sie beinahe lieb.

Und dann schlang sie ihre Arme um mich, weinte und schrie. Ich solle ihn wegschicken, morgen, heute noch!

— Natürlich versprach ich es ihr.

Kaum war sie fort, so trat Fritz herein.

„Ich habe gehört, was ihr gesprochen, ich war im Nebenzimmer.“

„„Du verstehst nicht italienisch.““

„Ich habe jedes Wort verstanden!“

„„Du weisst, was — —““

„Was finocchio heisst oder orecchione?! Freilich weiss ich's! Soll ich dir's auf deutsch sagen?“

„„Ich danke!““

— — „Ich — ich — muss weggehen?“

Ich nahm mich zusammen:

„„Es wird wohl das beste sein!““

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — Wir gingen zum „pranzo“, dann zum Konzert. Als wir nach Hause gingen, hatte ich das Bedürfnis, noch einmal mit ihm zu sprechen.

„Höre 'mal, Fritz,“ sagte ich, „es ist wirklich das beste, wenn du gehst. Ich glaube, ich verstehe dein Fühlen. Aber ich kann dir nicht helfen; meine Natur ist so ganz anders: ich liebe das Weib.“

Er antwortete nicht.

„Und sieh', mein Junge, du wirst dich trösten. Glaub' mir: ich verstehe deinen Schmerz. Meinst du, ich habe nie durch Nächte durchgeweint und die Lippen mir wund gebissen, wenn mich ein geliebtes Weib verlassen? Aber für die Schwarze fand ich die Blonde und für die Blonde die Brünette, und in den Armen der einen vergass ich die leichten Wunden, die mir die andere gekratzt. — Auch du wirst einen andern finden für deine Liebe, wirst mich vergessen."

Er sprach noch immer nicht.

Erst als wir vor unserer Villa standen, blieb er stehen:

„„Sagtest du mir nicht einmal, du seiest polygam veranlagt?""

„Ich glaube es."

„„Glaubst du, dass es Männer giebt, die monogam veranlagt sind, die nur einmal und nur ein Weib lieben können?""

„Ja."

„„Nun — so ähnlich wird es auch bei mir sein!""

„Ach was — Unsinn!" rief ich. Aber es kam mir nicht von Herzen, ich fühlte, dass er Recht hatte.

— — Am andern Morgen brachte ich ihn zur Bahn. Als der Zug einlief, sagte er:

„Willst du mich zum Abschied küssen?"

„„Warum nicht?"" antwortete ich.

Ich hatte hundertmal Freunde beim Abschiede geküsst; thut's doch jedermann in Südfrankreich und Italien. Warum ihn nicht? — Und doch widerstrebte es mir, ich zögerte einen Augenblick. Dann fasste ich einen herzhaften Entschluss, nahm seinen Kopf in meine Hände — — — Aber als mich sein Blick traf, sanken mir die Arme herunter.

„Ich kann nicht," murmelte ich. —

— — Und ich kam mir vor wie sein Henker!

Der Zug fuhr ab; in seinen Augen zitterten dieselben Thränen wie damals in Capri, in meinen Händen lag ein selber Busch weisser Rosen. Ich biss meine Lippen zusammen und küsste die Rosen. — Da sah ich ihn jämmerlich, herzzerreissend aufschluchzen — — — —

Als ich vom Bahnhof ging, warf ich die Rosen fort und wischte die Lippen ab.

Armer, armer Junge!

— Zwei Tage darauf las ich im „Osservatore“, er habe sich in Rom erschossen. Ich zeigte das Blatt Hyppolita, zugleich erzählte ich ihr, was sie noch nicht wusste.

Sie jauchzte auf:

„Io son' contenta, son' ben' contenta!“

— Sie wurde stiller:

„Ich will für ihn beten. — Ich will eine Messe für ihn lesen lassen. — — — War er katholisch?“

„„Nein.““

„— — Ich will — doch für ihn beten!“

— — Dann strich sie ihr blondes Haar aus der Stirne, als ob sie die Gedanken auch wegstreichen wolle, und küsste mich, küsste mich:

„Io t'amo, io t'amo, io t'amo!“

Neapel, März 1898. Hanns Heinz Ewers.

VERWIRKT.

Am blauen See, am bunten Blumenhang,
Sass hold mein Liebling fein und sang —

In seinem Schosse lag ich still im Traum,
Sah Paradiese, frohster Minne Baum.

Sah Sonnenkönigspurpurs stolze Lust
Den Himmel winden um die weisse Brust,

Um seine Locken milden Heilandsglanz,
Im Blättersäuseln und beim Wellentanz.

Da rief ein Vöglein leis im tiefen Wald:
Geliebt, geliebt! Sag es dem Knaben bald!

Rasch küsst ich jauchzend Fuss ihm heiss und Hand
Und wild ihm fort den keuschen Heilandstand —

Der Knabe aber sah mich klagend an,
Dass all mein Glück wie Abendgold zerrann! — — —

Adolf Brand.

WELTANSCHAULICHES.

Wenn unser Schlimmstes wider den heiligen Geist die Angst ist, so ist gewiss eine unserer schönsten Genugthuungen jene an einem stattlichen Gegensatz! Liebe deine Gegner, wo sie dem Lebendigen dienen! Ist eine Kraftäusserung nur direkt verwandt, auch in einer sich scharf abhebenden Sonderart: gut! Aber auch die gegnerische Berechtigung befriedigt mich, weil sie, sobald sie eine starke Note anschlägt, in meinem Gehirn mich aufsucht, sich daselbst meinem Zusammenhang einverleibt, d. h. Rede und Gegenrede erzeugt und somit zu mir gehört! Aus diesem Grunde ist der Fanatismus immer ein Widersacher des Lebendigen, weil er privates Für und Wider dort aushängt, wo es sich um Angelegenheiten handelt, in denen die Menschheit sich in jedem denkenden Kopfe wiederholt, sei es nun in der Form von Rede oder Gegenrede!

Wenn alle Zeiten nur immer dasselbe offenbaren, wenn im Wechsel der Namen die Geschichte Gottes sich verzeichnet — so dass das erste Märchen die erste Wahrheit war und die letzte Wahrheit nur ein letztes Märchen sein wird; der Unterschied aber zwischen allem Mythos nur in jener Skala von Verhältnisgrössen liegt, welche ich die Entwickelung des aus sich selbst Hervorgegangenen nenne, — so beantwortet sich auch die Frage, ob wir noch etwas mit dem Begriff „Sünde" anzufangen vermögen, sehr einfach! Was der kindliche Sprachlaut Sünde nannte, stellt sich uns als ein durchgehendes Gegenmoment in der Wertbewegung der Kräfte dar, ein Moment, das sich nur immer je nach Niveau des Menschen anders formt! Dieselbe „Sünde" ist bei zweien (niveauverschiedenen) Menschen nicht dieselbe, d. h. derselbe Augenschein hat eine verschiedene Triebfeder. Aber mag dies Grundmotiv noch so verschieden sein, soviel ist sicher: Jeder hat seine Sünde, d. h. seine eigene Differenz in sich —: Wenn auch jeder vielleicht wieder in einem

ganz anderen Formierungspunkte! Diese durchgehende Differenz entspricht der inneren Wertspannung (zwecks polarer Steigerung), um das Kind beim modernen Namen zu nennen.

Wir dürfen uns daher herüber und hinüber nicht augenscheinlich — dem Effekt nach — vergleichen; müssen es vielmehr inhaltlich thun, d. h. in bezug auf die betreffenden Personalien. Dann urteilt man individuell! Es wäre z. B. sehr verkehrt, die Begierde nach der Nacktheit, wie sie der Rohmensch und der Künstler zugleich haben, in ein und dieselbe Beurteilung zu stellen: was für den Einen sich verbieten mag, erlaubt sich dem Andern! Wenn zwei dasselbe thun, sagt ein gutes, wenn auch von der sozialdemokratischen Zensur viel angefochtenes Sprichwort: so ist es nicht dasselbe! Aber indem Jeder seine eigene Norm ausfindig macht und — statt sich schlechtweg ins Verhältnis zu Anderen, d. h. zum Augenschein zu setzen — sich ins Verhältnis zu sich selbst setzt, findet der Anschluss auf der ganzen Linie statt: das Entsprechende in seinen besonderen Formen, das Allgemeingiltige in seiner individuellen Fassung giebt Aneinanderreihung all jener Verschiedenheiten, die in sich das Gleiche symbolisieren, d. h. das (in sich progressiv-differenzierte) Allselbst zur Erscheinung bringen!

Unsere Gesetzgebung hat allerdings den „demokratischen" Satz: Vor dem Gesetze sind wir alle gleich! Und wenn sie Ausnahmen macht, sind es leider auch wiederum meist ebenso ungerechte Ausnahmen nach dem Motto: Die einen hängt man und die andern lässt man laufen! Aber ich begreife die Schwierigkeit, vor der der Staat steht, sobald er sich auf individuelle Messungen einlassen soll: Ich begreife aber auch den Widerwillen eines Nietzsche und Anderer vor jenem Pathos, mit welchem jene doch rein „utilitarische" Gesetzesegalität als Gipfel humaner und freiheitlicher Gerechtigkeit von dem Demos gepriesen wird. Ueberhaupt ist die Zarathustralanze gegen die naive Annäherung des Massenmenschen*) recht erklärlich: gegen jenes nivellierende Evangelium, das in der abwärts-

*) Es fällt mir auch nicht ein, mit dieser Bezeichnung irgend eine private Geringschätzung aussprechen zu wollen; sind wir doch alle nicht bestimmt, irgend eine Wertphase, in der wir uns von überlegenen Nachbarwerten rückständig unterscheiden, zu umgehen. Sofern wir aber darin nur wieder unsere eigene Ueberlegenheit zurücknehmen, fällt die Isolierung irgend eines Zustandes, und damit der Grund zur ungerechten Klassifikation weg.

definierten Gleichheit und Brüderlichkeit nur dem eigenen kontrapunktierten Horizonte ausweichen will! Leider überstürzt sich das Nietzschetum in seiner Abwehr ebenfalls, wenn auch immer noch so, dass ein taktvoller Kopf, (Glossisten wie Dr. Türck vermag ich nicht dazu zu rechnen) es selbst in seinen Purzelbäumen noch interessant genug finden kann, interessanter jedenfalls, als ein ganzes Schock gesetzter Weisheit zusammen. Aber abgesehen davon, dass Nietzsche das Dichtervorrecht für sich beanspruchen darf, alle Möglichkeiten des Gehirns in sich aufzuwerfen, wird er auch in seinem Paradoxieren selten verstanden! Da klagt man über seinen Ausspruch: „Leiden sehen thut wohl — leiden machen noch wohler!" Sagt denn nicht auch Jesus dasselbe mit den Worten: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!"? Es liesse sich noch eine Reihe ähnlicher, auf heroische Forderungen hinauslaufende, Sprüche Jesu beifügen, die ebenso schon das Schicksal einer vorwurfsvollen Anfechtung auf sich luden, wie das Orakel des Alsosprechers.

Nietzsche hat ganz Recht, wenn er eine gewisse landläufig gewordene Sorte von Wehleidigkeit auf dieselbe Stufe stellt mit dem, was man sonst einen ganz gewöhnlichen Egoismus zu nennen pflegt! Und er wittert scharfsinnig genug hinter dem vielausgepaukten Kultus des Mitleids*) eine versteckte Rückversicherung — eine Association auf gegenseitige Schonung in punkto Landgraf! Den Nächsten lieben, heisst nicht seine sentimentale Lässigkeit unterstützen, sondern ihn leidensfähiger, heroischer machen! Denn die aus der grossgezüchteten Notseligkeit, aus der Armutsempfindlichkeit herausgefolgerte Schröpfung des Herzens, geht vielfältig auf Kosten individueller Entfaltungsbedingungen und damit auf Kosten des gesamten sich im Umlauf individueller Werte entwickelnden Gesellschaftskörpers, der Societät. Nietzsche fordert — und er thut dies mit dem Plan eines gewaltigen Gegenschlags — zum Heroismus auf, er hasst die Verhätschelung, in der der Nachsichtige sich um die

*) Natürlich fällt es mir nicht ein, das Mitleid, das Schopenhauer so schön zu apostrophieren weiss, schon im Prinzip herabsetzen zu wollen. Im Gegenteil: wo es zum Weltfaktor wird, zählt es zu unserem herrlichsten Können, meine Einschränkung bezieht sich nur auf jene diplomatische Rolle, welche die Sentimentalität an the other hand gegen die Persönlichkeitsgesetze und ihre Unterscheidungen ausspielt.

ins Ganze ausstrahlende Selbstdramatik herumbetrügt — und er hasst, freilich mit blindem Stosseifer — das Christentum, weil er in ihm den Träger verkappter Rücksichtslosigkeit sieht, — und wie denn auch ein gut Teil Sanktion eines sentimentalen Massenanspruchs auf christliche Rechnung zu setzen ist! Steht nicht, genau besehen, Not gegen Not? Sollen die Individualitäten ewig das Brandschatzungsobjekt der Individuen sein? Soll die Masse ihre Unzulänglichkeit ewig auf Kosten der Persönlichkeiten zur Tugend umtaufen dürfen? Warum sollen nicht auch einmal die Armen am Geiste resignieren? Gilt ihnen die altruistische Predigt zu gunsten der Oberwerte etwa weniger? Ist die Notlage derer, die nach Schönheit und Ausbreitung hungert, weniger brennend, als die populäre Magenfrage? Wenn schon die Voraussetzung richtig wäre, dass es sich im Existenzstreit aller um eine auf Entselbstung lautende Alternative handelte — sollte nicht zur Abwechselung auch einmal der Massenegoismus sich dem Egoismus der Persönlichkeit unterwerfen? Aber was das Stirner-Nietzschetum zu einem die Gewaltthat in sich bergenden Antagonismus aufbauschte, stellt sich thatsächlich in einer einheitlichen Analyse als gewaltlose Lösung dar!

Es bedarf keines Kampfes aller gegen alle und keiner Herrendiktate; an Stelle der Resignationspraxis tritt die Übereinstimmungslehre — an Stelle jener Freiheit des Egoismus, welche mit ihrer unbedingten Bejahung aller Widersprüche zur Narrenfreiheit führt, tritt das Identitätsgesetz, in welchem die Welt des Massenmenschen — (worunter ich den Mammon- und Wappenpöbel so gut wie den Hinterhausmob einbegreife) seine folgerichtige Selbstentgegnung findet! Frei ist nur derjenige Egoismus, der seine wahre Definition erlangt, sich mit seiner vollbegreiflichen Richtung deckt: nicht derjenige, der zum Unsinn wird und die Apotheose der Willkür illustriert. Die Masse besitzt eben im Erstwert vorangestellter Kräfte ihre eigene Bewusstseinsschwelle, über welche der in allen liegende Ergänzungstrieb in die weitergehende Logik der Selbstsucht tritt! Die unzulängliche Relativität setzt sich im Zusammenhang alles dessen fort, was die ganze Gattung gleichsam zu einem einzigen grossen Ichvorgang macht, der nur in der Vervielartung sich variiert! Also nicht aus Unterwerfung unter die Norm einer Herrendiktatur, — (der die Menge doch blos die Norm einer Majorität entgegensetzen würde: „Wie du mir, so ich dir") — sondern aus Identitäts-

erkenntnis, aus egoistischem Vollständigkeitstrieb ordnet sich der Unterwert seiner Perspektivität ein: opfern sich die beschränkten Radien den ausgreifenderen, um so zur Selbsterfüllung zu streben! Dieses Opfer, welches eben in Wahrheit einen Zuschuss bedeutet, ist das einzige, das naturgemäss und freiheitlich stattfindet, weil es der eigenen Norm entspricht!

Sothanen Selbsterguss und damit die Ungleichwertigkeit (— welche meist mit blosser Ungleichartigkeit verwechselt wird —) dessen, was unter Egoismus verstanden werden kann, versäumte das Stirner-Nietzschetum zu analysieren. Ihm fiel der in ein und demselben Selbstwesen statthabende Differenzvorgang in zertrennte Beziehungslosigkeiten auseinander, denen damit der Charakter des Gleichberechtigten im absoluten, statt bloss bedingten Sinne verliehen ward, so dass die Lösung zwischen gleichgesetzten Antagonismen dann allerdings nur noch im Gewaltsinn denkbar wird.

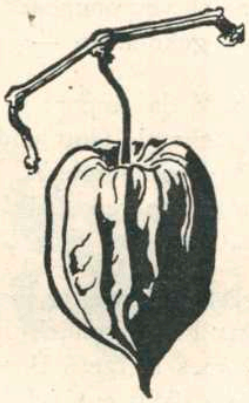
Nietzsche ist metaphysisch nicht mit sich im Reinen: er übersetzt die in ihm gährende Idee eines in sich absoluten „Für sich", also den Vollbegriff, schon in die Erscheinung und verlegt sich damit gerade den Weg zur Selbstbestimmung, dessen feurigster Anwalt er werden wollte. Die Praxis giebt auf die zweideutige Dialektik eine andere Antwort: Es ist deshalb Sache derer, welche an Stelle des Einzigen und seines gedruckten Eigentums den Eigenen in realiter zu setzen gewillt sind, die Ableitungsformel zu greifen, aus der, wie wir zeigten, ein folgerichtiger, weil kritischer Egoismus seinen Bedarf bezieht!

Auch der kleine Spass, den sich eine rudimentäre Persönlichkeitstheorie leistete, indem sie den Zweckbegriff über Bord tanzte, ist nicht tragisch zu nehmen. Es kann sich dabei blos um einen Ausfall gegen jene handeln, die das Zweckliche stets zu kurz nehmen, um zu philiströsen Teleologieen zu gelangen. Der Totalzweck alles Lebendigen, der in der Selbstmanifestation auf dem Wege der Mittelbarwerdung besteht, wird von einem Einheitsdenken durchaus nicht geleugnet!

Und ebenso untriftig ist die Scheu vor dem „Chaos", dem Lieblingspfiff gewisser Halbphäaken! So ihr nicht das Sterben lernt, werdet ihr nicht leben! Sogar der sanfte Nazarener wurde in diesem Sinne schon von manchen Auslegern zum „Anarchisten" geweiht.

Geht doch alle Auferstehung durch das Chaos hindurch: am dritten Tage! Das erste Märchen war die erste Wahrheit und die letzte Wahrheit wird das letzte Märchen sein! Aber die Furcht ist des Menschen Schlimmstes wider den heiligen Geist und seine Tugend richtet sich auf, ohne Vorurteil, aber im bindenden Allhaupte ein Urteil! Denn seine Unterscheidungs-Mission ist, Gottes Selbsterschauen zum eigenen Anblick zu machen! Oder wie es die Wissenschaft trockener nennt: die Weltwendung des in ihr sich selbst erfüllenden Vollbegriffs!

Karl Herman.



KOSMISCHE WANDERUNG.

Ich ging gen Sonnenuntergang,
Und meine stille Seele trank,
Leis' faltend ihre Flügel,
Den Duft der Heidehügel.

Ich sprach beglückt: O Seele du,
Wie wunderbar ist diese Ruh'!
Hast du ihn nicht vernommen?
Gott ist zu uns gekommen —

Fuhr meine Seele da empor: O du vergisst,
Dass du weit mehr als Gott und Weltall bist!
Lass uns an ihm vorübergeh'n,
Mag er auf unsre Spuren seh'n! . . .

* * *

Und rüstig schritt ich weiter fort,
Als wieder eine Frage schlich
Scheu über meines Herzens Bord,
Der meine Seele nicht entwich . . . .

O Seele, gross ist deine Macht!
Was niemand weiss, nur du allein
Weisst alles nun, was weise macht,
Und deine Fülle, sie ward dein —

Sprach meine Seele: Thor, du siehst
Nicht weiter, als dein Atem fliesst!
Nun wandern wir den Weg zurück
Und suchen deiner Kindheit Glück . . .

* * *

In einer wunderbaren Nacht
Hielt ich mit meiner Seele Rast . . .
O Seele, sprach ich, sieh' die Pracht,
Die du nun ganz ergründet hast —

O Seele, wenn einst mehr als dies
Die ferne Menschheit froh geniesst,
Die Erde wie ein Paradies
Von Frucht und Fülle überfliesst —?

Komm, sprach die Seele, du wirst seh'n:
An aller dieser Erdenpracht
Wirst du nun still vorübergeh'n
Schlaftrunken in die ewge Nacht . . . .

Hans Benzmann

DIE WIRTSCHAFTLICHE ENTWICKELUNG.

Kein Verhältnis ist mehr geeignet, die Richtigkeit der bisher erörterten allgemeinen Gesichtspunkte zu bewähren, als die menschliche Wirtschaft. Sie ist der dem heutigen Verständnis am meisten einleuchtende induktive Beweis für die durch die bisherige Deduktion gewonnene Erkenntnis; und indem die wirtschaftlich sich entwickelnde Menschheit in ihrer geschichtlichen Gegenwart und nächsten Zukunft diesen Beweis selbst liefert, diese deduzierte Wahrheit selbst erlebt, wird diese Wahrheit zum allgemeinsten Bewusstsein kommen. Heute freilich herrscht hinsichtlich der wirtschaftlichen Dinge noch sehr wenig Übereinstimmung; das unmittelbare selbstische Interesse, das die meisten an der Wirtschaft nehmen, treibt die Menschen auseinander und richtet scheinbar unüberbrückbare Gegensätze unter ihnen auf. Dem unbefangeneren Beobachter zeigt aber die wirtschaftliche Entwickelung besonders deutlich die geistig-positive Tendenz des Fortschritts, so dass kein Zweifel bestehen kann, der Fortgang der wirtschaftlichen Entwickelung werde sich künftig noch mehr wie bisher im wesentlichen in den Bahnen der friedlichen Kraftsteigerung bewegen. Wie die menschliche Wirtschaft bisher gewachsen ist durch Zusammenfassung (Integration) wirtschaftlicher Einzelkräfte zu einer potenzierten Gesamtkraft, so wird sie auch künftig in derselben Weise weiter wachsen bis zur allseitigen einheitlichen Zusammenfassung sämtlicher wirtschaftlichen Einzelkräfte, womit dann die wirtschaftliche Entwickelung der Menschheit ihr Endziel erreicht hat. Und so sonderbar es der üblichen Auffassung erscheint, erkennen wir von dem höheren Standpunkte, zu dem unsere allgemeinen Betrachtungen uns geführt haben, gerade den heutigen heftigen Kampf um die wirtschaftlichen Grundlagen des Menschheitskörpers als das notwendige und höchst wirksame Mittel, das polarische Entwickelungsgesetz zunächst an dieser niederen Lebensäusserung der Menschheit zum klareren und um-

fassenderen Bewusstsein zu bringen und dadurch die weitere bewusste Erkenntnis vorzubereiten, dass dieses Gesetz auch auf höheren Lebensgebieten wirksam ist. So unsagbar kleinlich daher auch im einzelnen manche Erscheinungen des heutigen wirtschaftlichen Kampfes erscheinen mögen und gerade bei geistig höher Strebenden den Abscheu erwecken, sich mit solchen Dingen stumpfsinnigster Selbstsucht zu befassen, der Kampf als solcher ist von der weittragendsten Bedeutung und sein Ausgang zweifellos der Beginn einer säkularen Menschheitsepoche, in der nicht mehr instinktiv wie bisher, sondern mit wachsendem Bewusstsein von breiten Schichten die Menschheitsentwickelung gefördert werden wird, wo dieses objektive Entwickelungsgesetz als Norm des subjektiven Handelns erkannt und in freier Selbstbestimmung in den eigenen Willen aufgenommen und so der Gegensatz von objektiver Notwendigkeit und subjektiver Freiheit zum erstenmal durch Selbstbestimmung der Massen aufgelöst werden wird. Diese freie Selbstbestimmung schafft die Massen zu einem Organismus um. Die bisherige Entwickelung ist die Vorbereitung auf diesen Geburtsakt, dessen Wehen wir heute durchmachen.

Dem unbefangenen Beobachter tritt die Integrationstendenz der wirtschaftlichen Entwickelung, die auf einheitliche Zusammenfassung der durch individuelle Verschiedenheiten getrennten Einzelpersonen gerichtet ist, in doppelter Weise entgegen. Zunächst rein äusserlich betrachtet, folgen auf die urmenschliche Einzelwirtschaft des im wesentlichen nur okkupierenden Wilden die geschlechterrechtliche und territorialgenossenschaftliche Viehzucht und Landwirtschaft der Familien- und Stammverbände. Hier vollzieht sich die erste auf Autorität und Herrschaft gegründete Gliederung des Produktionsprozesses, während die Verteilung der Verbrauchsgüter zunächst im wesentlichen innerhalb des in sich geschlossenen kleinen Produktionsverbandes stattfindet. Unter allmählicher Auflösung dieser Verbände entwickelt sich die auf Vertragsfreiheit gegründete Ordnung der Gütererzeugung und der alle Verbrauchsgüter an sich reissende Handel der modernen Verkehrswirtschaft. Wie diese Verkehrswirtschaft mit ihrer Arbeitsteilung und parallel gehenden Arbeitsvereinigung immer mehr die ihrer Sonderart der Vertragsfreiheit entsprechenden Formen wachsender Zusammenschliessung (Aktiengesellschaften, Produktionsvereinigungen, Banken und Börsen) herausbildet und wie dabei die in den meisten übrigen Lebensäusserungen der Völker streng innegehaltenen natio-

nalen Schranken immer leichter vom Welthandel übersprungen werden, das ist ein vor unsern Augen sich vollziehender Vorgang. Diesen äusseren Formen entspricht aber auch das innere Wachstum an Verständnis für weitergehende gemeinsame Ziele und an Bereitwilligkeit, diesen über die Einzelpersönlichkeit hinausführenden Zwecken sich freiwillig zu widmen. Nur wenn wir diesen inneren Umwandlungsprozess in der Strebensrichtung der Völker als die eigentlich treibende Ursache der in der Wirtschaft sich vollziehenden gewaltigen Umwälzung richtig würdigen, werden wir neben dieser wirtschaftlichen Evolution auch die sonstigen Äusserungen der sozialen Evolution einheitlich aufzufassen vermögen und insbesondere in dem unruhigen Befreiungskampfe der sozial emporstrebenden Menschheitsschichten überall dies Streben verfolgen können, durch organischen Zusammenschluss die Einzelkraft zu potenzieren und so gleich mächtig wie gleich berechtigt mit den heute herrschenden Klassen in eine neue Ordnung sich einzugliedern. Aber auch auf mehr geistigem Gebiete ist dieser „Verbrüderungs"vorgang zu bemerken und ist nicht einmal auf die Menschheit beschränkt, greift vielmehr auch auf die übrige organische Welt hinüber, wie Tierschutz und Vegetarismus. Die mehr oder weniger von einem metaphysischen Standpunkte ausgehenden theosophischen Richtungen der Neuzeit sind hierher zu zählen.

Neben dieser zusammenführenden Tendenz der Entwickelung ist aber, da eben jede Entwickelung auf einem polaren Gegensatze beruht, die entgegengesetzte Tendenz der Trennung und Sonderung nicht zu verkennen; sie ist die Negation dieser neu sich regenden Integrationskraft, von der sie überwunden werden soll und wird; bis das geschehen, entbehrt diese Gegenkraft natürlich nicht der äusseren Wirksamkeit. Dass das so ist, auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete so ist, das verwirrt nun für die meisten, die das Entwickelungsgesetz und seine Polarität nicht begriffen haben, das wirtschaftliche Geschehen vollständig. Die grosse Mehrheit der heute lebenden Menschen kann sich eine Wirtschaft ohne diese negative individuell-egoistische Tendenz überhaupt nicht vorstellen. Wirtschaftlich handeln und auf den selbstischen Sondervorteil bedacht sein, ist ihnen ein und dasselbe; Wirtschaft in der sich stets erweiternden Form der Gemeinsamkeit ist noch nicht begriffen. Naturgemäss führt dieses selbstische Streben zum wirtschaftlichen Kampf;

dieser Kampf aber, in den das Wirtschaftsleben unter solchem Antrieb immer wieder hineintreibt, erscheint dieser einseitigen Richtung als das Wesentliche, die Entwickelung Fördernde. In Wahrheit ist dieser Kampf der egoistischen Interessen nur die eine (negative) Seite der Entwickelung, ihre Differentiationsbahn. Denn die wirtschaftliche Entwickelung hat wie die Gesamtentwickelung eine doppelte Bewegung, die Entstehung und Auflösung des Gegensatzes; sie ist auf der grossen Kreisbahn der Gesamtentwickelung gleichsam ein kleiner Kreis, ebenfalls mit ab- und aufsteigendem Bogen. Innerhalb dieses kleinen Kreises differentiiert sich der Gegensatz in seiner ihm eigentümlichen, hier also wirtschaftlichen Art, in der Weise, dass wirtschaftliche Sonderbestrebungen wachsender Gegensätzlichkeit auftreten, die erst auf der zweiten Bahnhälfte durch die Einheitsbestrebungen des gestiegenen Bewusstseins allmählich überwunden werden. Auf der Differentiationsbahn der wirtschaftlichen Entwickelung stellen deshalb auch die wirtschaftlichen Sonderbestrebungen, wie die Geschichte zeigt, — absolut genommen — eine stets wachsende Kraftgrösse dar trotz der auf fortschreitende Zusammenfassung hinzielenden und dadurch wachsenden Gesamtenergie, zu dessen Einheitsbestrebungen sie beständig an relativer Bedeutung abnehmen, bis auf der Integrationsbahn auch die absolute Steigerung der Sonderbestrebungen in eine absolute Abnahme umschlägt. Das Maximum dieser individuellen Sonderbestrebungen liegt also in der Mitte der Entwickelungsbahn, auf der Scheide der Differentiation und Integration. An diesem Punkte der wirtschaftlichen Entwickelung befinden wir uns aber augenscheinlich gegenwärtig, und daraus erklärt sich zur Genüge die Schärfe des wirtschaftlichen Gegensatzes und die daraus hervorwachsende falsche Meinung von der Steigerung individueller Kraft als der eigentlichen und ausschliesslichen Entwickelungstendenz, während sie doch nur die eine und dazu negative Seite der polarischen Gesamtentwickelung ist. Trägt nun diese falsche Meinung auch zur Schärfung des Gegensatzes bei, so ist sie doch (wie überhaupt jedes sogenannte Böse, weit entfernt davon, diese Entwickelung zu hemmen) nichts weniger als die negative Bedingung ihrer Förderung. Das positive Förderungsmittel, ohne das die Negation nie überwunden würde, besteht allerdings in der wirksamen Steigerung der vereinigenden Kraft und in der bewussten Einsicht in diese Wirksamkeit.

Befinden wir uns nach dieser Erkenntnis an der Scheide einer umkehrenden Bewegung, dann kommt es darauf an, die Machtfülle dieser wirtschaftlichen Bewegung zu steigern, nicht mehr wie bisher durch wirtschaftlichen Egoismus, sondern durch wirtschaftlichen Gemeinsinn. Das ist ja auch die übereinstimmende Meinung aller sozial Empfindenden. Diese Meinung ist aber heute meistens noch mehr Gefühlssache als vernunftmässige Erkenntnis. Zu dieser Erkenntnis wird sie erst, wenn man sich zu der Einsicht der Relativität der Gegensätze erhebt und sich klar macht, wie die entwickelungfördernden Gegensätze ineinander übergehen und sich selbst auflösen in einer höheren Einheit.

Diese höhere Einheit gilt es herauszuarbeiten, diese Einheit, die den treibenden Gegensatz nicht blos äusserlich überbrückt, sondern ihn innerlich auflöst. Was es mit dieser innerlichen Auflösung des Gegensatzes auf sich hat, zeigt, ein Beispiel für analoge Fälle, wieder aufs klarste die wirtschaftliche Entwickelung.

Es genügt nicht, dass die wirtschaftlichen Einzelkräfte in den äusseren Formen der Zusammenfügung, wie sie sich geschichtlich herausgebildet haben, zusammengefasst werden. So werden sie mehr gebunden und gefesselt, als zu höheren Leistungen befähigt. Gewiss aber bietet eine solche äussere Form keine Gewähr, dass ihr auch die innere Strebensrichtung entspreche und dauernd auf vereinigende Zusammenfügung hinziele. Die potenzierte wirtschaftliche Macht, die schon jede mechanische Zusammenfassung vieler Einzelkräfte gewährt, kann ausschliesslich individuell-egoistischen Zwecken eines Einzelnen dienen, der diese Zusammenfassung vollbringt und durch seine Macht solchen Missbrauch erzwingt. So wird die Zusammenfassung das wirksamere Mittel des auf dem Standpunkt individueller Vereinzelung innerlich stehengebliebenen, von der höheren Erkenntnis noch nicht geläuterten Willens. Dies ist der Standpunkt der Herrschaft. Äussere Zeugen von der gewaltigen entwickelungfördernden Bedeutung dieser Herrschaft bewundern wir noch heute in den ägyptischen Pyramiden. Welche Fülle von Kraft aber diese systematisierte Herrschaft hervorzubringen vermag, das lernen wir vom römischen Recht, dessen starre Einseitigkeit zu überwinden noch heute trotz jahrhundertlanger Vorbereitung die Kulturmenschheit nicht stark genug geworden ist. Dies Recht wird auch völlig erst überwunden werden, wenn die seiner Herrschsucht

entgegengesetzte Willensrichtung Geltung erlangen wird, wenn auf Grund gewachsener Erkenntnis aus freier Entschliessung die Einordnung in die umfassenderen Formen organischer Zusammenfassung vollzogen wird. Solche Erkenntnis wird aber — das ist das Bemerkenswerteste — hauptsächlich gefördert durch die inneren Widersprüche, in die sich dies Recht zu den von ihm selbst entwickelten Formen des wirtschaftlichen Verkehrs und der diese Formen beherrschenden Vertragsfreiheit gesetzt hat und die es von Tag zu Tag noch verschärft.

Nur der Einzelwirt, der seine Produkte auch selbst verzehrt, kann rein individuell-egoistisch wirtschaften. Sobald die primitive Einzelwirtschaft sich differentiiert und durch die Vervielfältigung der gegenseitigen wirtschaftlichen Beziehungen aus dieser Urform allmählich die moderne Verkehrswirtschaft herauswächst, gewinnen die gemeinsamen Interessen die Oberhand. Thatsächlich ist die moderne Wirtschaft auf dieser Gemeinsamkeit der Beziehungen aufgebaut, und das ganze Gebäude wankt in seinen Grundfesten, wenn infolge eines grossen Krieges, einer Handelskrise, eines umfassenden Ausstandes — diese Gemeinsamkeit der Beziehungen gestört wird. Ist es da nun nicht ein Widersinn ohnegleichen, wenn in einer solchen Verkehrswirtschaft, die auf der Interessengemeinschaft aller ihrer Glieder beruht, die individuellen Interessen sich herrschaftlich durchzusetzen suchen, und wird dieser Widerspruch nicht noch grösser, wenn die auf freiheitlicher Vereinigung gegründeten Formen dieser Verkehrswirtschaft als Mittel des herrschaftlichen Sonderinteresses dienen?

Arbeitsvereinigung und ihre Unterart, die der Kapitalsvereinigung ist in der Gütererzeugung das Mittel, die menschlichen Einzelkräfte zu potenzieren und so auch die der Einzelkraft überlegenen Naturkräfte in den Dienst der menschlichen Wirtschaft zu zwingen, hierdurch aber die Güterproduktion in ungeahnter Weise zu steigern. Der herrschaftliche Unternehmer beutet dies Mittel zu seinem Sondervorteil aus, und der darob entbrennende Kampf ist ein wirksames Hemmnis des sonst möglichen technischen Fortschritts. Welch Widerspruch!

Konsumentenvereinigung (Kundschaftsorganisation) ist in der Güterverteilung das Mittel, zum Vorteil aller mit dem kleinsten Kraftmass den Verbrauchern die erzeugten Produkte zuzuführen.

Der auf Sonderprofit erpichte Handel mit seinen spekulativen Auswüchsen schiebt sich ganz unnötigerweise zwischen Produzenten und Verbrauchern ein, macht sich gegenseitig die Kundschaft abspenstig, verzettelt dadurch seine Kraft ohne Nutzen für die Allgemeinheit und vergeudet in diesem traurigen, auf gegenseitige wirtschaftliche Vernichtung ausgehenden Konkurrenzkampfe durch Warenfälschung und Preistreiberei das Volksvermögen. Abermals welch Widerspruch!

Produzenten und Verbraucher sind ganz und gar auf einander angewiesen, da einerseits nur produzierte Güter verzehrt werden können, andererseits aber produzierte Güter, die keinen Verbraucher finden, wertlos sind. In der Verkehrswirtschaft, in der die Güterbewegung von den Produzenten zu den Verbrauchern durch Tausch- und Kaufverträge geschieht, müssen aber die Verbraucher den Gegenwert (den Kaufpreis) in Händen haben, den sie gegen die Güter den Produzenten hergeben sollen, sonst ist dieser Güterverkehr und damit auch die Produktion unmöglich gemacht. Die herrschaftliche Beutegier aber findet es in ihrem Sonderinteresse, durch ihr Machtverhältnis Sondergewinne zu erzielen, diese zur weiteren Machtvermehrung aufzuspeichern und damit dem Verkehre zu entziehen. Um diesen aufgespeicherten Betrag muss die Produktion hinter ihrem sonst möglichen Umfange zurückbleiben, und in den gefürchteten Krisen der Unterkonsumtion wird die Notwendigkeit Wirklichkeit, wenn die Produktion ihr Maass überschritten hat. Dieser letzte Widerspruch namentlich, der durch die Machtverhältnisse unseres heutigen herrschaftlichen Rechts (Renteneigentum an Boden und an Kapitalien, Unternehmertum im Produktionsprozesse, Händlertum im Verteilungsprozesse) immer von neuem hervorgerufen wird, setzt dem herrschaftlichen Wirtschaftsbetriebe notwendig eine unnatürliche Grenze. Die Produktion kann sich nicht so weit ausdehnen, als sie das natürliche Streben hat und technisch möglich sein würde. Entweder müsste alle Herrschft in einer Hand vereinigt sein, oder, da diese herrschaftliche Einheitsform dem menschlichen Freiheitsstreben vollständig widerspricht, diese herrschaftliche Grundlage der Einheitsbestrebungen muss endgiltig aufgegeben werden, aus dem rein wirtschaftlichen Grunde einer möglichst vollkommenen, reibungsfreien und ausgedehnten Verkehrswirtschaft. So wird die herrschaftliche Wirtschaft von innen heraus gedrängt, sich selbst aufzugeben.

Die der herrschaftlichen entgegengesetzte Einheitsform der Wirtschaft nennen wir die genossenschaftliche, das ist also diejenige, bei der die innere Strebensrichtung aller einzelnen, vermöge der gewonnenen Einsicht von der wirtschaftlichen Interessengemeinschaft aller aus eigener Entschliessung, ohne jeden Zwang, sich den heute schon bestehenden Einheitsformen einordnet und neue noch vollkommenere Formen ausbildet.

Die Geschichte der Genossenschaftsbewegung, namentlich der englischen, aber auch der deutschen, schweizerischen und belgischen, zeigt das allmähliche Heranwachsen einer völlig neuen Ordnung. Man darf dabei nicht blos auf die äusseren Erfolge sehen, so gross diese in den vorgeschritteneren Ländern auch sind, so dass man in England mit den Genossenschaften als einem Staat im Staat rechnet. Viel wichtiger ist das meistens übersehene oder nicht genügend gewürdigte Wachstum an Einsicht in die grundsätzliche Verschiedenheit der neuen Wirtschaftsweise. Die Erkenntnis bricht sich langsam aber sicher Bahn, dass die genossenschaftliche Wirtschaft der herrschaftlichen unendlich überlegen ist an wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit, dass sie darüber hinaus aber auch eine neue Stufe geistiger Kultur einleitet. Was will diesem sich emporringenden Gemeinsamkeitsbewusstsein gegenüber sagen, dass die kenntnisreichsten und mächtigsten Personen heute noch die bestehende Ordnung zu halten suchen! Morsch wie diese Ordnung ist die äussere Macht, die auf sie gegründet ist und sie unmöglich stützen kann gegen die aufkommende gesunde und überlegene Macht der neuen Ordnung. Die technischen Kenntnisse und deren beständige Vervollkommnung leihen ihr allerdings noch für einige Zeit nicht nur Leben, sondern auch Wachstum. Was hindert aber das heranwachsende Genossenschaftsgeschlecht, diese Kenntnisse auch zu erwerben, nachdem die erste Arbeit gethan ist, um hierfür die Mittel zu beschaffen, und nunmehr die Möglichkeit, solche Kenntnis zu erwerben, nicht mehr durch herrschaftliche Absperrung genommen werden kann?

Längst kann es den Thatsachen gegenüber keinem begründeten Zweifel mehr begegnen, dass die genossenschaftliche Entwickelung fortschreiten, die gesamte Gütererzeugung und Güterverteilung von den herrschaftlichen Widersprüchen befreien und nach den Grundsätzen genossenschaftlicher Interessengemeinschaft neu ordnen wird. Der induktive Beweis für unsere Deduktion ist heute schon, wo wir

erst im Beginnen der neuen Bahn vorwärts schreiten, zur genüge geführt. Die Kreisbahn der einsetzenden Integration geht aufwärts und einwärts. Die primitiven genossenschaftlichen Wirtschaftsformen der Vorzeit werden von der Freiheit der modernen Verkehrswirtschaft, diesem hohen Gewinne schwerer Kämpfe, zu weit wirkungsvolleren Genossenschaftsformen geläutert werden, und die Einheit der Wirtschaft, mit der die Entwickelung begann beim Einzelmenschen, wird wiedergewonnen werden auf einem nunmehr viel höheren Standpunkte, wo die Menschheit, in ihrer vielheitlichen Gliederung ein einziger Organismus, die Wirtschaft aller ihrer Teile durch ihre einheitlich zusammengefasste Kraft besorgen und allen nie gesehenen Reichtum zuführen wird.

Das grosse Geheimnis, wie Eigenheit mit Gemeinsamkeit zusammengehen, wie Freiheit mit Notwendigkeit stimmen könne, oder wie man sonst den unentrinnbaren Gegensatz formulieren mag, hat dann einen weiteren Zipfel seiner Hülle gelüftet.

Hermann Krecke.

KUNST UND LEBEN.

MALEREI.

Heinrich Vogeler, Worpswede. Die versunkene Glocke (Gerhart Hauptmann) in Bildern. — Verlegt bei Fischer und Franke in Berlin, 1898. Ausgabe auf Kunstdruckpapier: M. 3. Ausgabe auf echtem Japan, vom Künstler signiert und nur in 92 numerierten Exemplaren hergestellt: M. 30.

Jede Kunst ist um ihrer selbst willen da. Ein Verkennen dieses Satzes heisst sie zum Handwerk erniedrigen. Man schliesse hieraus nicht eine Geringschätzung meinerseits gegen das Kunstgewerbe. Wohl kann Kunst dem Handwerk einen Schönheitsglanz verleihen — aber Kunst bleibt eben die Schönheit. Jedoch völlig verliert die Kunst ihren innern Wert, welche zu einer zweiten in ein sklavisches Dienstverhältnis tritt. Ich ziehe die absurde — aber beliebte Angewohnheit illustrierter Dichterausgaben an. Man verstehe mich nur recht genau: ich sage illustrierter Dichterausgaben, nicht etwa: Dichterausgaben mit künstlerischem Buchschmuck. Denn so nah' verwandt die ideellichen Begriffe zu sein scheinen, so unendlich entfernt von einander sind ihre Bedeutungen. Hier haben wir dem Dichter gegenüber die Jammergestalt des Illustrators, der sich mit blöder Zähigkeit an die Worte seines Autors klammert und nur bestrebt ist, diese ins Bildliche zu übersetzen; eine Zweiheit desselben Gegenstandes, welche in ihrer Nüchternheit die etwaigen Schönheiten der Dichtung bis aufs letzte Atom zersetzen muss. Auf der andern Seite gesellt sich dem Dichter ein ebenbürtiger, feiner freier Geist zu, den es reizt, das, was dem Dichtungswerke infolge des ziemlich spröden Ausdrucksmittels der Sprache an intimster Grazie abgehen muss, durch die wandlungsfähigere Feder oder Radiernadel in Form eines veranschaulichenden Bildwerkes zu ergänzen. Zu ergänzen — das ist der Brennpunkt. Und als Heinrich Vogeler die versunkene Glocke in „Bildern" ankündigte, da wusste ich im vornherein, dass er uns ein eigenes selbständiges Werk bieten würde. Dazu ist dieser Künstler zu sehr in sich gefestigt, zu tief, als dass seine Feder zum flachen, kommentierenden, erklärenden, lehrerhaften Zeigestock geworden wäre. —

Vogeler hat sich vom Überlieferten losgelöst. Keine Rautendeleinphotographie hat ihn bestimmt, seinem elbischen Wesen eine ähnliche bühnenhafte Physiognomie zu geben. Draussen in seinem Worpsweder Torfmoore haben ihm echte Märchenwesen Modell gestanden, und dass es keine Irrlichterleiber waren, die nur ihren losen Spott und Scherz mit ihm getrieben haben, zeigt uns seine neue Mappe, aus der einem so richtige Höhenluft entgegenflutet, dass man sich nur widerwillig in den Dunst der Grossstadtstube zurückversetzt . . .

Aus zwölf Blättern, von denen die meisten in mehrfarbigem Druck ausgeführt sind, setzt sich der Cyklus zusammen. Das erste Blatt der Folge bildet zugleich die Deckelzeichnung der Mappe, die, zu einer vorzüglichen Farbenharmonie (dunkelgrün u. sultanrot) abgestimmt, trefflich den Genuss des Werkes einleitet. Für den Bibliophilen interessant erscheint mir das Inhaltsverzeichnis. Es wurde vom Künstler entworfen und strömt einen seltenen Blütenduft aus. Die Hauptsache des Blattes besteht für mich darin, dass es in wunderbar diskreter Weise die Stilreinheit des Ganzen aufrecht erhält, was doch meistens bei grossen Feder- und Radierwerken durch Mitwirkung des Typendruckes nicht ganz der Fall sein kann. Und nun reihen sich die einzelnen Darstellungen an, deren jede mit den übrigen in bezug auf Zartheit, Innigkeit, Geschlossenheit, Treffsicherheit, Lieblichkeit des Ausdrucks zu wetteifern scheint.

Wir lauschen dem Sonnenkinde Rautendelein (I), wie es den alten Bärbeisser Nickelmann foppt. Das Staunen der Märchenjungfrau erleben wir, wie sie zum erstenmal des Erdenwesens: Mensch (II) ansichtig wird. Die Buschgrossmutter hören wir ihr: Hulle, hulle, hulle Hulzmannla! krähen (III). Wir durchwachen die tiefe Nacht (IV), in welcher Bader, Schulmeister und Pfarrer den verirrten Glockengiesser Heinrich zu Frau- und Kinderchen heimtragen. Schlingt und windet euch im Tanz, Ringelreigenflüsterkranz . . . (V), und wir fühlen die Elfen zu ihrem geheimnislispelnden Gesang im Schwebeschritt über den Erdboden gleiten. Schlicht und ergreifend wirkt das Bild, in welchem sich Frau Magda über ihren geliebten Heinrich beugt (VI) und heisse Liebesbeteuerungen in des Kranken Brust gräbt — gräbt, denn des Glockengiessers Sinne weilen ja bei ihr — Rautendelein . . . Und ihn hat's nicht lange hier unten gehalten, mit ihr zusammen ist er als ein frischer Geist ins Bergesparadies zurückgekehrt. Nun sehen wir den pflichtgetreuen Pfarrer (VII) zu jenem Lamm, das sich von der Herde gelöst hat, wagemutig empordringen. Eine Fussleiste dieser Szene zeigt Heinrich in seiner felsigen Werkstatt, von den Zwergen umgeben, in rüstiger Arbeit. Da plötzlich dringen dem verlorenen Erdensohne dumpfe Klänge jener versunkenen Glocke ins Ohr, durch deren Absturz er überhaupt erst in diesen Wunderwinkel gelangte — und seine Augen klammern sich an die Erscheinung lieblicher Kinder (VIII), die dem Vater der Mutter Thränen bringen. Meines Erachtens ist dieses Blatt das grossartigste des ganzen Cyklus, wie diese Darstellung von einer Glocke gekrönt wird, deren Klöppel der nackte Körper eines toten Weibes zum Schwingen bringt. Die letzten Blätter zeigen uns das verlassene und verstossene Märchenkind (IX), das die schwermütige Ballade von den drei Äpfeln — weiss, gold und rosenrot — vor sich hinsummt, und den sterbenden Meister (X), der zum letztenmal die Erscheinung des holden Rautendelein hat.

Jeder spekulative Charakter des Wirkenwollens fehlt diesen Bildern; es sind ergreifende Szenen, deren jede aus ihrem Grundgehalt heraus den Beweis der Echtheit des Gegebenen führt. Ist es dem Verlag als Verdienst anzurechnen, das Werk durch niedrige Preisbemessung jedermann zugänglich gemacht zu haben, so ist auch andererseits dem Feinschmecker Gelegenheit geboten, sich in der Künstlerausgabe einen köstlichen Schatz zu sichern.

Ferdinand Max Kurth.

Hans Benzmann: Sommersonnenglück. — Verlegt bei Schuster und Löffler, Berlin und Leipzig, zum Preise von Mk. 3. Eine Umschlagzeichnung: Emil Orlik. Sieben Zierleisten: Hans Heise.

Einige Gedichte, die mir gerade besonders gefallen, aus diesem Band herauszugreifen, sie — nur mit kleinen textlichen Übergängen zwischen den einzelnen Kostproben — hierherzusetzen — ist zwar eine äusserst bequeme Art des Kritikübens, auch wohl hierzulande Sitte — aber nicht nach meinem Geschmack. Überhaupt ist es mit diesem Kritiküben an lyrischen Erzeugnissen eine missliche Sache: erstens, weil es wahnsinnige Anmassung wäre, in rein persönlicher Kunst — wie es doch Lyrik ist — selbsteignes Wohlgefallen oder Missachtung an einem Dichter mit dem Wertgrad seiner Leistungen zu identifizieren — und zweitens, weil es nicht im Beruf des Einzelnen liegt, dem Seelenkünstler Rechnung über die Differenz zwischen den erstrebten Zielen und den erreichten Wirkungen zu legen. Das kann man getrost der Nachgeneration überlassen. Die wird mit grösserer Sicherheit durch Vergleiche, Inbetrachtziehung sozialer und ethischer Elemente jener Epoche viel vernünftiger und sicherer als Zeitgenossen ihr begründetes Urteil über den Menschheitswert solches Schriftstellers fällen. Diese mögen sich begnügen, das, was ihnen zusagt, anzuerkennen und vor allen Dingen zu kaufen und zu geniessen. So ehrt man die am besten, deren Dichtungen uns erquicken und reiche Labungen spenden — — denn der Hunger ist ein Gast, der die Schönheit hasst — und schliesslich die quellfrischeste Kraft zum Versiegen bringen muss. Aus obigen Gründen will ich keine Kritik — nur eine Anzeige des Werkes bieten.

Benzmann hat uns ein Herbstbuch beschert. Aber nicht eins, das Entsagung heuchelt, sondern eins, das den Zauber verflossener Monate wieder aufleuchten und die Köstlichkeiten heiterer Tage reflektierend durch die Seele zittern lässt. Wenn er auch manchmal Trübes auf seine Blätter bannen will — da langt's nicht recht zu, und der Wille zum lachenden Leben bricht immer wieder siegreich hervor, und aus Zeilen und aus Strophen quillt sein blutwarmes, liebebegehrendes Sommersonnenglück. Ein frommes, schlichtes Gemüt lässt durch alle Verse die treuen ehrlichen Himmelaugen hindurchglänzen. Einen Ewigkeitsgesang der das tiefe Menschheitsproblem bei seiner verborgensten zartesten Wurzel fasst, sucht man im Bande vergeblich, man nehme denn den „Schädel" dafür, der mir nicht ohne Gedankenwucht zu sein scheint. Doch darin wird niemand einen Tadel finden wollen; dem empfindungsfrischen Sänger des Keimens, Werdens, Seins wird noch jede genussfrohe Seele gern lauschen. Aus manchen Liedern klingen anheimelnde Melodieen an unser Ohr. Da ist es uns, als stehen wir verlassen an einem Wege, zu dem laue Winde verschlafene Takte hinüberwehen, zwischen denen liebe Volksweisen gleichsam hindurchschillern. Man bedenke nur, wie behaglich es ist, in rauhen Herbsttagen im halb frostig, halb durchwärmten, nach Kohlendunst riechenden Zimmer aus den Seiten eines Buches, dessen schweres Papier und nette Ausstattung schon an sich etwas Belebendes haben,

ein volles und lustiges Sommersonnenglück um uns aufblühen zu lassen. Da kommt einem alles so vergnügt vor und unwillkürlich ist man wieder mitten drin: auf dem Lande — am Meer — in den Bergen — oder wo man sonst die Sommerzeit verlebt hat.

Ferdinand Max Kurth.

Ferdinand Max Kurth: Dichtungen. Erster Cyklus. Drittes Heft. Verlegt bei F. M. Kurth, Berlin SW. 48, in der Wilhelmstr. 21.

Ein neues seltenes Bemühen, den prickelnden Reiz, das köstliche Aroma einsamer Lyrik in herb-bizarre, eigenartig geschliffene Kelche des Kunstdruckes zu bannen, um sie lächelnd Tropfen für Tropfen schönheitsseligen, verwöhnten Lippen zu reichen. Es sind zumeist eigene „Dichtungen", die der Herausgeber spendet, aber auch fremde Sänger sind bei ihm öfter zu Gast, die dann gern manch schönes Liedchen weihen. Sein Freund, der Maler Hans Kurth, stattet diese Lieblinge stiller Stunden mit allerhand duftigem Bildschmuck aus und auch Fidus zeichnete für das ihm zugeeignete stimmungstiefe Gedicht „Der Freund" eine Umrahmung, die von holdseliger Anmut, sonniger Jugend und blütenrauschendem Glücke redet. Jedes einzelne der vornehm ausgestatteten Heftchen ist ein kleines Kunstwerk für sich, das bei keinem Bücherliebhaber und bei keinem Freunde moderner Lyrik fehlen sollte.

Adolf Brand.

LIEBE.

Karl Theodor Schulz-Dresden: Gefallene Mädchen und die Frauenforderung: „Gleiches moralisches Mass für beide Geschlechter." — Verlagshaus für Volkslitteratur, C. Teistler & Co., Berlin-Friedrichshagen 1899. Preis 1 M.

Der Verfasser hat bereits durch mehrere Schriften sexueller Natur („Wider die eheliche Pflicht" — „Frühehe und Heiratskonsens" — „Seelenkämpfe") genügend erhärtet, dass er auf seinem Acker Bescheid weiss, und sich durch seine gründliche Klarstellung aller einschlägigen Verhältnisse die Anerkennung Derer erworben, die die Lösung der sexuellen Fragen unserer Zeit als eine der wichtigsten Aufgaben sozialer Reformen betrachten. Vorliegendes Büchlein ist „dem Geheimen Medizinalrat Herrn Dr. A. Eulenburg, Professor an der Berliner Universität, als dem Förderer volkswohlfahrtlich-reformerischer Ideen freundlichst und hochachtungsvollst zugeeignet" und mit einem Begleitwort des Geh. Sanitätsrats Dr. Konr. Küster versehen. Ruhig, sachlich, derb und grob, wenn's darauf ankommt, mit oft umständlicher, immer aber sicherer Beweisführung deckt Schulz die Ursachen und das Bedürfnis der Prostitution auf, die in körperlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen liegen. Mit unerbittlicher Logik zeichnet er die Unfähigkeit des Staates, auf diesem Gebiete Wandlungen zum Besseren zu schaffen. Die moderne Frauen-Verhimmelung à la Berliner Lokal-Anzeiger ist ihm fremd. Unerschrocken stellt er den Herrschaftsgelüsten der Emanzipationswütigen, der obigen kleinlichen Forderung Keuschheit suchender Rechtlerinnen die unerschütterlichen realen Thatsachen gegenüber, denen jede Schablone Unnatur, jede widernatürliche Beschränkung der

Individualität grausamstes Unrecht wäre. Findet doch das monogamische Sehnen des Weibes in der Gebundenheit der Empfangenden seinen leicht verständlichen Hintergrund, während die polygamische Wollust des Mannes nur durch die Freiheit des Gebenden Klang und Farbe gewinnt. Das Weib, das den Erzeuger empfangen hat, wünscht ihn ausschliesslich zu besitzen. Es geniesst monatelang die Freuden der Umarmung nach, nach Wiederholungen dieser Vereinigung lechzend, aber in Schmerzensseligkeiten Mutter werdend, das lebendige Pfand seiner Liebe unter dem Herzen. Die Natur hat ihr alles, ihr mehr gegeben, als der holde Augenblick sie wünschen liess, damit ihr aber auch Fesseln auferlegt, die kein Gott zu lösen vermag, solange nicht die Stunde des neuen Lebens schlägt. — Den Mann bindet nichts. Ihm bleibt nur die Erinnerung an die schöne Nacht und das immerwährende Verlangen nach neuen, grösseren Seligkeiten. Ein unbezwingbarer Drang stachelt ihn an. Er geht auf Verführung aus. Eine Andere giebt sich ihm hin. — Ganz natürlich so. Alles Moralisieren ist da Unsinn! Nur die Niedrigkeit seiner Gesinnung kann den warmen Glanz solcher Umarmung mit Schmutz besudeln. An und für sich ist sie fleckenlos. — Doch nicht jeder Mann kann wie jener süddeutsche Universitätsprofessor 60 Kindern das Leben schenken. Ausserstande, eine zahlreiche Nachkommenschaft zu ernähren, allerhand Verantwortungen und Widerwärtigkeiten aus dem Wege gehend, sucht er das Freudenmädchen, die ausserehelichе Bettgenossin unseres gesetzlich-spiessbürgerlichen Gattenstandes. — Und sie giebt ihm, was er braucht, giebt ihm ihren Leib. Meist thut sie es ausschliesslich des Geldes wegen, oft auch, weil ein natürliches Bedürfnis nach Abwechselung von ihr fordert, sich nicht nur einem, sondern vielen Männern preiszugeben — Sie ist dem Gatten manchmal mehr als daheim das Weib, dem Verlobten oft ein Ersatz für die ersehnte Braut, dem Schmachtenden die Gewährerin undämmbarer Begierden. Nirgends kann man ihrer entbehren. Und doch gehört sie zu den Parias der Gesellschaft, zu den Unreinen und Verachtetsten. — Warum? Weil sie aus der Liebe ein Geschäft macht? . . . Giebt es denn ein widerwärtigeres Geschäft als die moderne Ehe? — Weil sie sich anbietet? . . . Werden nicht Fürstentöchter, die ein ähnliches Verhängnis zu Falle brachte, von ihren königlichen Vettern um Geld und hohe Würden angeboten? — Weil sie trotz der staatlichen Kontrolle für die Gesellschaft eine Gefahr, weil sie trotz alledem die Trägerin und Verbreiterin verheerender Krankheitskeime bedeutet? . . . Hm. Vielleicht! Man weiss es nur nicht. Man braucht sie und macht sich darüber die wenigsten Gedanken. Man verlässt sich in dieser Beziehung ganz auf das wachsame Auge der Polizei. Man bezahlt sie und — verachtet die Luststillerin seiner heimlichen Nächte, sei sie selbst noch so schön und noch so gut! — — anstatt ihr die Achtung und soziale Stellung einzuräumen, die ihr auf Grund ihrer gesellschaftlichen Leistungen zukommt. Das Christentum hat die Prostitution nicht zu überwinden vermocht und wird die natürliche Preisgebung auch in alle Ewigkeit nicht überwinden. Aber es hat den Leib, die Fleischeslust, verachten lernen und die Priesterinnen der Venus wie Verbrecherinnen zu behandeln. Es hat uns die naive Freude an dem sinnlich Schönen mit seiner

Nichtachtung alles Lebendigen dauernd vergiftet und den Leib zu einem toten Altar gemacht, auf dem die heiligen Opferflammen glücklicher Freundschaft und Liebe seit Hellas Zeiten erloschen sind. — Ja, der Mann braucht die Preisgebung des Weibes, aber er verachtet die käufliche und denkt nicht daran, neben der Ehe Organisationen zu schaffen, die die Zwangslage des Weibes beseitigen könnten, aus der Hingabe ihres Körpers ein Gewerbe machen zu müssen. Er sieht nicht den schönen Kultus einer „natürlichen Preisgebung", frei von Schande und ohne den Druck einer zwingenden Notlage — nicht die Freuden eines verfeinerten Geschlechtsgenusses, wie er dem Verfasser vorliegender Schrift vorschwebt und wie er ihn uns bald in seinen „Neuen Bahnen" im Dämmerscheine kommender Venusfeste zeigen wird.

Adolf Brand.

Notiz.

In seiner Nr. 3 beginnt „Der Eigene" mit der ersten Veröffentlichung einer kulturhistorischen Arbeit von Ferdinand Max Kurth: „Reigen der Totentänze". Dieselbe giebt eine Darstellung der bedeutendsten Totentänze in Kirchen, Klöstern, als Zeichnungen, Bücher vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Tage, unter besonderer Berücksichtigung zeitgenössischer Meister, wie Meyer, Klinger, Seitz, Sattler u. a.

Verantwortlicher Redakteur:
Adolf Brand-Neurahnsdorf.

Heinrich Vogeler-Worpswede

Die versunkene Glocke

(Gerhart Hauptmann.)

In Bildern.

Verlegt bei Fischer & Franke in Berlin 1898.

Ausgabe auf Kunstdruckpapier 3 Mk.

Ausgabe auf echtem Japan, vom Künstler signiert und nur in 92 nummerierten Exemplaren hergestellt 30 Mk.

Ein neuer Lyriker,

Josef Kitir.

Ästhetische Studie von

Dr. Aug. Renner.

Wien, Verlag von Georg Szelinski.

In dieser interessanten Flugschrift, die schon ihrer allgemeinen Ausblicke wegen jedem Freunde der neueren Litteratur Anregung bietet, weisst der Verfasser nach, dass Josef Kitir durch Behandlung realer Stoffe im reinsten lyrischen Lied, sowie durch künstlerische Gestaltung psychosexueler Probleme, das Gebiet der lyrischen Kunst stofflich wie seelisch erweitert hat.

Arbeiter.

Roman von **Alexander Kielland.**

Aus dem Norwegischen von Dr. Leo Bloch.

Preis 1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Verlag von Karl Henckell & Co., Zürich.

Eine in spannende Romanform gekleidete Satire auf die Bureaukratie des modernen Staates, wie sie glänzender und einschneidender nicht gedacht werden kann. Der berühmte skandinavische Dichter zeigt sich hier als wahrhaft berufener Kulturschilderer unserer Zeit. Mit souveräner Ironie werden die Schwächen und Auswüchse der staatlichen Bevormundung gezeichnet.

Im selben Verlage erschien:

Die Bücher Kains vom ewigen Leben.

Von **Eduard von Mayer.**

Elegant broschiert 2,50 Mk. * *

OTTO v. MAUDERODE, TILSIT.

Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltlitteratur

Eine Sammlung mit einer Einleitung von

Elisarion von Kupffer

Adolf Brand's Verlag * Berlin-Neurahnsdorf